

Ludwig M. Eichinger

## Eine germanistische Wende – Aufforderung zum »U-turn«?

Albert Einstein wird der Ausspruch zugeschrieben, es gehe darum, alles so einfach wie möglich zu machen, aber nicht einfacher.

Wenn man es sich einfach macht, kann man sich auf den Titel der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* beziehen und angewendet auf die Germanistik sagen, sie sei die Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur, also die auf die eigene Sprache und Literatur bezogene Wissenschaft des deutschen Sprachgebiets. Dass diese Feststellung einfach bleibt, wird damit bezahlt, dass allerlei Ungenaues und Ungeklärtes in ihr steckt. Das ist weniger tragisch, als es scheinen mag: dass das Wort Germanistik erst seit etwa 150 Jahren allmählich die so umschriebene Bedeutung hat, lässt die ersten Jahrzehnte der Fachgeschichte als eine Art Stabilisierungsphase verstehen, während derer sich allmählich die Vorstellung festigt, was als wissenschaftlich anerkannte Methode und Objekt einer »Nationalphilologie« zu gelten habe. Damit gingen allerlei Restriktionen bezüglich der anerkannten Objekte und Methoden einher. Die hatten nicht zuletzt mit dem Grad an Aufarbeitung und Zugänglichkeit des Datenmaterials, der technischen Möglichkeiten der Analyse und der Möglichkeit der Verknüpfung mit Methoden und Wissensbestände im einen oder anderen Sinn benachbarter Wissenschaften zu tun. Nun hat sich hier allerlei verändert: eigentlich ist schon die Titelformulierung »Literaturwissenschaft und Linguistik« eine Aufforderung, bei der Ausdifferenzierung der Fragestellungen, Ziele und Untersuchungsmöglichkeiten, bei der Behandlung von Sprache und Literatur in deutscher Sprache die jeweils andere traditionelle Seite des Faches bei den eigenen Forschungen angemessen zu berücksichtigen. Der Aufforderung kann man wohl noch immer zustimmen, aber es reicht nicht hin, um in solch einem gegenseitigen Bezug die Kernkompetenzen einer heutigen Germanistik zu sehen. Und am anderen Ende erscheint auch eine Pazifizierung unter dem Dach einer kulturwissenschaftlich gewendeten Germanistik wiederum nicht spezifisch genug zu sein, ohne zu bestreiten, dass die Sprache in ihren komplexen Möglichkeiten der Medium und Voraussetzung kultureller Verfasstheit ist – und dass dabei bestimmte textliche und mediale Repräsentationen einen besonderen Stellenwert haben.

Es scheint so, als wären die vielfachen Wendungen, die in der Germanistik beobachtet oder zumindest ausgerufen werden, eine Strategie, gegen den Wind der anströmenden neuen Fragestellungen, Ziele, fachlichen Konstellationen und Op-

tionen kreuzend voranzukommen. Und so, eher etwas segherisch gesehen, muss man den damit gerne verbundenen Gestus des gänzlich Neuen doch deutlich relativieren zugunsten eines Befundes, der neben der Ablösung von Sichtweisen, die unter neuen Umgebungsbedingungen ihre Zeit hinter sich haben, die notwendige Ausdifferenzierung und die Herausbildung neuer Subprofile sowie neuer Wege transdisziplinärer Erweiterung sieht.

Wenn ich so auf die Arbeit am Institut für Deutsche Sprache sehe, bei der es zweifellos um Sprachgermanistik geht, so gibt es hier recht unterschiedliche Weisen, sich wissenschaftlich mit dem Deutschen zu beschäftigen und man wird wahrlich nicht nur die an einer strukturellen Beschreibung des Deutschen interessierten für germanistisch halten, wenn auch eine intensive Kenntnis von strukturellen Eigenheiten des Deutschen, von Verwendungsprinzipien, von Variation in verschiedenen Bereichen, von Texttraditionen, von medialen Besonderheiten der geschriebenen und gesprochenen Formen sowie deren Interaktion mit den anderen Elementen von Interaktion in gewissem Umfang und mit einer gewissen Fokussierung zum Instrumentarium des Germanisten bzw. germanistischer Arbeitsgruppen gehören sollten. Aber es gibt Kompetenzen in einer Vielzahl von anderen Bereichen – und manche der »turns« zeigen in ihren Namen, worum es da geht –, die für die Erforschung differenzierter Sachverhalte unter den heutigen Bedingungen wissenschaftlicher Praxis nötig sind und die sich so auch in verschiedenen fachlichen Profilen zeigen. Dass große Mengen von Germanisten dann eher zur Familienähnlichkeit ihrer Mitglieder tendieren als zur weitgehenden Merkmalüberschneidung, ist offenkundig und für die Wissenschaft eher hilfreich. Dass dann vielleicht nicht ganz klar ist, wo die Germanistik oder germanistisches Tun endet und in etwas Anderes, Transdisziplinäres übergeht, ist wohl unvermeidlich und es ist eigentlich nur im Einzelfall zu entscheiden, wie es denn ist.

Es soll nur an zwei eher beliebig herausgegriffenen Punkten angedeutet werden, worum es hier geht. Gerade sogenannte »Muttersprachphilologien« haben sprachwissenschaftlich häufig einen doppelten Bezugspunkt. Einerseits haben sie einen empirischen Bezugspunkt in den Erscheinungen der eigenen Sprache, gleichzeitig sind sie im nationalen Diskurs aber häufig auch der Ort, an dem allgemeine theoretische Fragen der Sprachwissenschaft abgehandelt werden. Das betrifft etwa in der allgemeinen Sprachwissenschaft diskutierte Theorien und Modelle struktureller Beschreibung, die dann auch »im Übergangsbereich« von Allgemeiner Sprachwissenschaft und germanistischer Linguistik diskutiert werden. Ähnliches gilt für den nötigen vergleichenden Blick auf andere Sprachen, wo typologische aber auch romanistische, slawistische usw. Kompetenz an den Fachrändern anlagert. Auf einer leicht anderen Ebene gilt das auch für den Fall von Kompetenzen in Fragen multimodaler Interaktion oder in dem für die empirische Forschung in den letzten Jahren so bedeutend gewordenen Bereich korpusbezogener und korpuslinguistischer und überhaupt IT-orientierter Forschung, wo es – wie in den anderen Fällen und weiteren nicht genannten auch – für angemessene germanistische Forschung nicht nur einschlägig arbeitender Germanisten, sondern auch der transdisziplinären fachlichen Interaktion bedarf.

Um die Fragen, die wir heutzutage angehen können, fachlich angemessen anzugehen, bedarf es zweifellos disziplinärer Kerne und Kompetenzen, die man von einer Germanistik insgesamt erwarten sollte – ohne sie aber darauf zu beschränken. Die Grenzen des Faches zu eng zu ziehen, würde zu der Forschungspraxis im Fach nicht gut passen. Das Ausrufen eines »germanistischen Turns« würde in diesem Kontext die Sache eher einfacher machen als möglich.